

DON QUICHOTE IM HEILIGEN LAND

■ von Agnes Fazekas, Fotos von Jonas Opperskalski

Palästinas letzter christlicher Enklave laufen die Menschen davon. Während in Taybeh viele nur noch auf ein Wunder hoffen, glauben Nadim Khoury und seine Kinder an die Zukunft. Eine Zukunft aus eigener Kraft, mit Wein und Bier.



Nadim, der Vater, pendelt meist geschäftig zwischen Kellerei und Brauerei.

Christen von Taybeh noch immer wie ihre kanaaitischen Vorfahren. Tagelang zeugen dann blutige Handabdrücke an der Schwelle vom frischen Glück – und von der Hoffnung, dass dieser Sohn Taybehs einmal bleiben möge.

Während nämlich die muslimische Bevölkerung des Westjordanlandes explodiert, schrumpft die christliche Minderheit. Ein bis zwei Prozent der Gesamtbevölkerung sind es noch, und nirgends fällt das so auf wie in Tabeh, Palästinas letzter christlichen Enklave. Glaubt man den Geburtsurkunden, müssten hier eigentlich 12 000 Menschen leben, tatsächlich aber sind es nur noch 1 500. Die meisten sind abgewandert – nach Australien, Kanada oder in die USA –, um in der Fremde ein besseres Leben zu suchen, weit weg vom Leben unter israelischer Besatzung.

Wer vom Georg alias Al Khader aus wieder Richtung Ortsmitte geht, vorbei an einer Marienfigur, die gefährlich auf einem Häusersims balanciert, den trifft der Anblick der protzigen Fassade mit ihren spiegelnden Panoramafenstern wie eine Epiphanie. „Taybeh Golden Hotel“ steht in goldenen Lettern über dem Eingang; ein Arbeiter auf seiner Leiter wischt unermüdlich gegen den Sandsturm an, der seit Tagen wie eine fette Glucke über dem Heiligen Land brütet.

Hinter der Glasfront aber bietet sich ein gänzlich unerwarteter Anblick: polierte Hygienetanks und allerlei schimmernde Apparaturen, neueste Technik, steuerbar mit dem Smartphone. Ein junger Mann in lässiger Designerjeans und Gummistiefeln ist gerade beim Abstich. Maische pressen. Es ist Canaan: Vorne benannt nach dem Gelobten Land, hinten trägt er, wie ein Großteil der Einwohner von Taybeh, den Nachna-

Zwischen Jerusalem, Ramallah und Jericho, ziemlich genau im Zentrum des Westjordanlands also, thront auf einem der höchsten Hügel, umgeben von 18 muslimischen Gemeinden und drei israelischen Siedlungen, das Dorf Taybeh. Neongrün beleuchtete Minarette oder Synagogen sucht man hier vergeblich; statt dessen sorgen drei Kirchtürme dafür, dass man immer ein Kreuz im Blick hat. Sie stehen für drei Konfessionen: die römisch-katholische, die griechisch-katholische und die orthodoxe.

Konfessionen hin, Konfessionen her: Wenn es in Taybeh um die wirklich wichtigen Dinge geht, wenden sich alle an Georg, den Drachentöter und Märtyrer, der unter dem Namen Al Khader auch im Islam verehrt wird. Ihm sind in Palästina die meisten Kirchen gewidmet – so auch die byzantinische Ruine im Osten

des Dorfes. Dort beten sie dann unter freiem Himmel vor einem Steinsockel, auf dem ein archaisch wirkendes Sammelsurium aufgebaut ist: Blüm-

chen, billiger Schmuck, ein Jesus am Kreuz mit gebrochenem Arm, ein paar faustgroße, verwiterte Babypüppchen.

Wenn das Beten geholfen hat, wenn etwa ein Kind geboren wurde – zumindest, wenn es ein Junge wurde –, opfert man ein Lamm. Das machen die

Wenn das Beten geholfen hat, opfert man wie bei den kanaaitischen Vorfahren ein Lamm.



Gebet wird vor Blümchen, dem Jesus am Kreuz und ein paar faustgroßen Püppchen.

men Khoury, Priester. Auch er war, wie so viele, für ein paar Jahre im Ausland verschwunden, ist aber zurückgekehrt, mit einem Diplom aus Harvard in der Tasche und einem Experten aus Italien an seiner Seite.

Canaan hat es eilig. Wenn er mit dem Pressen fertig ist, muss er zum Amt, den Passierschein für eine Weinverkostung in der amerikanischen Botschaft von Jerusalem beantragen. Wieder einmal!. Wieder vergeblich? „Vielleicht hilft es ja, wenn ich mir den Bart abrasiere“, rätselt er. Ein müder Scherz. Terroristen tragen Bärte. Zumindest in der Vorstellung israelischer Soldaten. Am Checkpoint wird der

24-jährige von den israelischen Soldaten regelmäßig gefragt: Bist Du Araber oder Christ? „Die haben das immer noch nicht verstanden“, resigniert Canaan: „Sie vermischen Ethnie mit Nationalität – und beides mit Religion. Jeder Christ hier wird auf diese Frage antworten, er sei Palästinenser.“ Wahrscheinlich also wird Canaan wieder ohne Schein nach Hause kommen und die Schwester vorschicken. Frauen sind, statistisch gesehen, seltener Selbstmordattentäter. „Das ist ärgerlich, sie hat genug zu tun“, betont er. Immerhin ist Madees Khoury, die als erste Braumeisterin des Nahen Ostens von sich reden machte, mit ihrer Arbeit ausgelastet.

„VIELLEICHT HILFT ES, WENN ICH DEN BART ABRASIERE“

In den Vorstellungen israelischer Soldaten tragen alle Terroristen Bärte.



Foto: Hazem Bader / AFP / Getty Images



Feste, wie das Oktoberfest der Khourys, bilden die Höhepunkte des Lebens in Taybeh.

Palästinenser als Winzer und Brauer? Wer die ungewöhnliche Familiengeschichte der Khourys verstehen will, muss Nadim, den Vater treffen, der meist geschäftig zwischen Brauerei und Kellerei pendelt. Vielleicht erwischt man ihn in der zukünftigen Lobby, direkt neben der im geplanten Hotel untergebrachten Kellerei. Für einen kurzen Moment hat Vater Khoury sich dann in einem cremefarbenen Sessel zwischen Kronleuchtern und zeitgenössischer palästinensischer Kunst niedergelassen, träumt davon, wie sein Taybeh einmal das Aushängeschild werden könnte für einen modernen, liberalen Palästinenserstaat. Wie Touristen den Hügel hinauf strömen, reiche Pilger, wohlhabende Landsleute. Wie endlich die Tagesdecken von 80 heute noch unbenutzten Hotelbetten gezogen würden. Wie zu den vier Sternen auf dem Dach noch ein Fünfter hinzukäme, wenn der Pool erst mal da wäre – von ihm aus sähe man dann sogar das Tote Meer.

Man könnte Vater Khoury für einen Spinner halten: ein Hotel in einem Dorf, dem die Leute davonlaufen? Bier und Wein in einem Land, in dem nach altem Recht keine Werbung für Alkohol gemacht werden darf? Schon gar nicht mehr, seit die Hamas an Einfluss gewinnt. Eine Gegend, in der zwar einst Jesus Wasser zu Wein gewandelt haben soll, in der aber heute selbst das Wasser Mangelware ist? Nur

einmal in der Woche kommt es aus dem Hahn, den Rest greifen die israelischen Siedler vor der Haustüre ab.

Nadim ficht das nicht an. Sehr zum Missfallen der Dorfpfarrer sagt er gerne: „Zwei Männer haben Taybeh berühmt gemacht: vor 2000 Jahren Jesus bei seinem Besuch am Abend der Kreuzigung, vor 20 Jahren Nadim Khoury.“ Als Khoury 1994 die erste Brauerei Palästinas gründete, waren die Grenzen offen, es gab Wasser rund um die Uhr. Es war die Stimmung der Friedensverträge von Oslo, die ihn zurück in seine Heimat gelockt hatte. Obwohl er damals schon 15 Jahre in Boston gelebt und im Spirituosenhandel gutes Geld verdient hatte. Arafat selbst soll seinen Segen gegeben haben: „Mit Gottes Willen, brau dein Bier!“

Als Canaan zehn Jahre alt war, standen die Mikrobrauerei vor dem Ruin, der Traum von Palästina in Flammen. Die zweite Intifada war ausgebrochen, die Hoffnung auf Frieden gestorben. Aber Nadim gab nicht auf. Nicht, als die Bars in Tel Aviv sein Bier nicht mehr kauften, weil es von den „feindlichen“ Nachbarn stammte. Nicht, als seine Fahrer zurückkehren mussten, weil das Bier beim Warten an den neu errichteten Checkpoints schal geworden war. Heute wird das Bier der Khourys nicht nur



Canaan weist die Helfer an, beim Säubern der Presse nicht zu viel Wasser zu verschwenden.



Auf der Hauptstraße von Taybeh wirkt die Fassade wie eine Epiphanie.

in Palästinas liberaleren Städten wie Ramallah und Bethlehem ausgeschänkt, sondern sogar in einigen Bars von Tel Aviv getrunken und in kleinen Mengen bis nach Japan exportiert.

Aber alles ist abhängig von der Gunst Israels. Für den Hopfenanbau ist es im Nahen Osten zu trocken. Nadim muss ihn also importieren. Doch die Container hängen oft wochenlang im Hafen fest. Jüdische Feiertage bestimmen den Produktionszyklus. Jede Unruhe bringt den Handel zum Erliegen. Siedler haben letztens sein Weizenfeld abgebrannt. Und dennoch sagt Nadim immer noch: „Ich glaube daran, dass wir eines Tages einen eigenen Flughafen haben werden, und an Bord werden mein Bier und Canaans Wein serviert.“

Die Voraussetzungen für ein erfolgreiches Unternehmen hat Nadim dem Sohn vererbt. Nicht aber seinen unbedingten Optimismus. „Vielleicht hat meine Generation eine pessimistischere Sicht auf die Dinge“, meint Canaan vorsichtig, während er die Maische aus dem Tank harkt. Ihn hat eine andere Zeit geprägt – und das merkt man nicht nur daran, dass ihm die Familienvilla, die der Vater neben die Brauerei stellen ließ, ein bisschen peinlich

ist. „Viel zu groß für uns“, sagt er, während er seinen Helfer anweist, beim Säubern der Presse nicht mehr Wasser zu verwenden als nötig.

Dass sich das Hotel nach der Eröffnung vielleicht einmal als erstes „grünes“ Hotel Palästinas bezeichnen kann, ist ihm zu verdanken. Es wird von sparsamen LED-Lampen beleuchtet, das Wasser – wenn es denn fließt – wird von der Abwärme der Klimaanlage geheizt. Nachhaltigkeit hat hier politische Bedeutung. Wenn Canaan von Solarenergie spricht, vom Sammeln des Regenwassers, dann spricht er auch von der Unabhängigkeit. Denn Israel dreht nicht nur am Wasserhahn: Wenn die Palästinensische Autonomiebehörde Steuerschulden hat, und das hat sie oft, dreht man auf der anderen Seite des vom israelischen Staat errichteten Sperrwalls gern mal den Strom ab. Auch deshalb setzt Canaan auf Wein statt auf Bier: „Selbst wenn Israel die Grenzen schließt, alle Checkpoints blockt – dann kann ich immer noch meinen Wein machen.“

Auf die Saga, die der Vater für den Absatz seines Bieres nutzte, will der Winzer nicht setzen. Er will, dass der Wein für sich spricht. Auf internationalem Parkett einen Kontrapunkt zum israelischen Wein setzt, der größtenteils auf Siedlerland wächst. Auf Boden, der einmal Palästinensern gehörte.

Im Gegensatz zum Vater bemüht Canaan sich deshalb nicht um die Restaurants in Tel Aviv. Bier, das nach dem Reinheitsgebot gebraut wurde, sei per se koscher, brauche nur noch das richtige Etikett, beim Wein aber seien die Juden streng. Würde Canaan seinen Wein von einem Rabbi zertifizieren lassen, müsste er die Produktion aus der Hand geben. Stattdessen träumt er von einem Wein, der auch genetisch aus dem Land seiner Vorväter stammt. Kaum hatte er also die ersten Flaschen mit Merlot, Syrah und Cabernet Sauvignon verkorkt, wagte er sich an ein Experiment. Er suchte nach einer einheimischen Rebsorte, der er den Geschmack Palästinas abpressen konnte, mit der er sowohl die Landsleute überzeugen als auch auf internationaler Bühne bestehen konnte.

21 Sorten fand er bei seiner Recherche, manche schienen redundant, allen gleich war der hohe Säuregehalt. Schließlich entschied er sich für eine Sorte, die er nahe Hebron fand. Zeini heißt die und wächst auch in Syrien. „Grüner Apfel. Frisch und sauer. Das mögen die Leute hier im Sommer“, sagt er und wirkt das erste Mal unsicher.

MIT DEN MUSLIMISCHEN NACHBARN GAB ES NIE PROBLEME

„Betrink dich nicht“, sagt er zu seinem Mitarbeiter. Der lacht, als er den Kopf in den Tank steckt, um den letzten Rest der Maische herauszuklauben. Er ist Moslem, hat in seinem Leben noch keinen Schluck Alkohol probiert. Und das soll auch so bleiben. Canaans Kollegen kommen wie die Arbeiter in der Brauerei aus den umliegenden Dörfern, die meisten sind gläubig. „In den Dörfern hier sind sie sehr konservativ, aber meine muslimischen Freunde in Ramallah trinken alle Alkohol“, sagt Canaan: „Während des Ramadans geht unser Umsatz deshalb auch spürbar zurück.“

Nein, Probleme habe es nie gegeben mit den muslimischen Nachbarn. Jedenfalls nicht, wenn es um den Alkohol ging oder die Religion im Allgemeinen.

„Unsere Arbeiter müssen sich daheim manchmal Sprüche anhören, dass sie bei der Herstellung des verbotenen Getränks

mithelfen.“ Das sei aber auch schon alles. Für Probleme Sorge dagegen immer wieder die israelische Besatzung. Kaum hatte er einen der alten Weinberge wieder bepflanzt, wurde das Land von Israel konfisziert. Warum? Aus Sicherheitsgründen. „Es ist immer das gleiche Argument“, schimpft er.

Canaan hat früh gelernt, was Diplomatie bedeutet. „Eine Familienfehde“, kanzelte sein Vater die Presse ab, als 2005 in den Nachwehen der Intifada eine Tragödie über das stille Taybeh hereinbrach, die das friedliche Zusammenleben in Frage stellte. Angeblich hatte ein Khoury eine verheiratete Frau geschwängert. Zuerst verübten die Nachbarn einen Ehrenmord an ihr, dann bestrafte sie die Khourys, indem sie 14 Häuser in Brand setzten. Ein wütender Mob war aus dem benachbarten Deir Jarir den Hügel hinaufgezogen, bewaffnet mit Molotov-Cocktails. Dass die Brauerei nicht in Flammen aufging, lag daran, dass sich Nadim mit Frau und Kindern vor das Tor stellte. Nachdem sich die

EINE FAMILIENFEHDE RISKIERTE, ALLES ZU ZERSTÖREN

Familien zusammengerauft hatten, ließ Khoury wissen, dass es gar nicht so weit gekommen wäre, hätte Israel die palästinensische Polizei nicht daran gehindert, frühzeitig einzuschreiten. Der Qualm stieg noch aus den Häusern, als Nadim das erste Oktoberfest Palästinas ausrichtete. Und die Leute kamen tatsächlich. Um zu trinken, oder um sich anzusehen, wie die anderen tranken. Das zweitägige Fest war sein Geniestrich, es lockte in den besten Zeiten 16 000 Besucher ins Dorf und nährte die Mär vom christlichen Dorf, das sich mit Bier gegen die Besatzung behauptete. So kam über die Jahre viel Geld nach Taybeh. Nadims Bruder und Geschäftspartner David legte es in seiner Amtszeit

als Bürgermeister in einer Polizeistation an, in Bürgersteigen und in einem Müllentsorgungssystem.

Nicht alle Einwohner Taybehs sind glücklich damit, von den Khourys aus dem Dornröschenschlaf geweckt worden zu sein. Und sei es nur einmal im Jahr. Vor zwei Jahren gab es das erste Mal Stimmen in der Gemeinde, die sich gegen das Oktoberfest, gegen den „Aufruhr“ im Dorfzentrum wehrten. Im Jahr darauf fiel es aus, diesmal um den Opfern des Gazakriegs Respekt zu zollen. Beim nächsten Mal soll das Fest dafür umso rauschender werden: Bier, Live-Bands rund um die Uhr, und – das betonen die Khourys – Buden für die ansässigen Bauern, in denen die mehr Honig und

Olivenöl verkaufen können als im gesamten restlichen Jahr. In einem feierlichen Akt wird dann das Hotel eröffnet. Und zum ersten Mal wird es auch einen Weinstand geben, an dem Canaan seine Grande Reserva präsentiert.



Agnes Fazekas studierte in München Ethnologie und Literatur. Seit zwei Jahren lebt sie als freie Journalistin in Tel Aviv. Bevor diese Geschichte erschien, war sie schon wieder für enos in Südafrika unterwegs.

Nur ein kleiner Teil der Trauben von palästinensischem Land dient zur Weinbereitung.



Foto: Menahem Kahana / AFP / Getty Images



Foto: Eddie Gerald / Alamy Stock Photo